

Neuer Anzeiger

Ämtliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Neuba

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonnabend mit den üblichen Wochenbeilagen
„Das Leben in N.“ und „Das Leben in Wert“
Bezugspreis für einen Monat:
Bei der Geschäftsstelle und den Postanstalten 0,85 M.

Schriftleitung: W. Lauer in Koblentz.
Druck, Verlag und Briefadresse: Sauerhe's Buchdruckerei, Koblentz.
Geschäftsstelle in Neuba: Franz Kaufmann Weich, Markt 24/25.
Fernsprecher: Amt Koblentz Nr. 21. — Postfachkonto: Leipzig Nr. 22832

Anzeigen kosten: die 43 mm breite Millimeterzeile 5 Pf., die 90 mm breite Millimeterzeile im Rahmenzeit 15 Pf. Anzeigenannahme an Dienlagen bis 12 Uhr mittags.
Bankkonten:
Stadtpostkasse Neuba — Bankverein Atern.

Nr. 44

Mittwoch, den 2. Juni 1926.

39. Jahrgang.

Militärrevolutionen.

Was gleich zwei gestiegene Militärrevolutionen, in Polen und in Portugal! Das ereignet etwas Ähnliches in einem Zeitalter, das sich mit Vorliebe antimilitärisch einstellt, weil es so sichtbar unter dem Begriff gefasst hat. Militärrevolutionen, die schließlich durch irgendeine Form regeht werden, weil sie schließlich den Erfolg auf ihrer Seite hatten. Militärrevolutionen, die einmal sich den Regierungen abspielen, nicht wie in Italien 1921 in einem Königreich. Denn Mussolinis Marsch nach Rom war letzten Endes ein Kampf mit Hilfe militärischer organisierter Kräfte; in Spanien und Griechenland aber ergriff das Heer als erstes den Sieg.
Für den Erfolg einer Revolution ist die Persönlichkeit des Führers zwar nicht das Entscheidende, sie spielt aber immerhin eine wesentliche Rolle. Vortag ist ein Held vorwiegend in der politischen Richtung des politischen Führers, der die Revolution in die Tat umzusetzen vermag. Der bisherige Ministerpräsident M. de Sarda führte sich im Senat und im Unterhaus auch auf die linke Partei, die Demokraten — jetzt hat er trotzdem dem regierenden Führer der Revolte, dem Kommandanten Mendes Cabeçadas, die Regierung überlassen müssen, die wieder zuerst noch als tatsächlicher Diktator hervortrat. Neben der Verantwortung des Führers die Populartät seiner Ziele: Sauberkeit in der Verwaltung, Verringerung der Staatsausgaben und Budgetausgleich, unabhängige Gerichtsbarkeit und allenfalls Maßnahmen zur Hebung der wirtschaftlichen Not. Neben aber auch eine „militärische“ Note: Reorganisation von Heer und Flotte auch in technischer Hinsicht. Es wird hier wohl nicht lange dauern, bis sich Senat und Unterhaus entschließen werden, dem regierenden Führer das Amt der Präsidentschaft in die Hände zu legen, also seine Revolte zu legitimieren. Er hat eben den Erfolg für sich.

Am Erfolg selbst schuld sind — wie in Polen — nicht zum mindesten die Parteien, die in Portugal freilich ein noch viel kleineres Bild darstellen als in Polen. Das ist nicht die Verfassung, die die Verfassung, die die Verfassung von Spanien aus, wo seit dem September 1923 das Militärdirektorium Primo de Rivera's herrscht, jetzt nun aber den großen unaromatischen Erfolg errungen hat. „Das ist ein Mussolinis“, sagte damals nach dem Staatsstreich der König Alfonso, als er den Diktator dem italienischen Hofe vorstellte. Die allgemeine Unzufriedenheit mit dem Parlament ist in Italien und Griechenland, in Spanien und jetzt auch in Portugal die Grundlage für den Erfolg des Staatsstreiches gewesen. Die Unzufriedenheit der Parteigruppen, die sich in fast gleicher Stärke gegenüberstanden, machte das Parlament arbeitsunfähig. Denn diese Parteigruppen zerfallen ja in all diesen Staaten — ebenso ja auch in Frankreich — wieder in Parteien und Fraktionen, die sich um bestimmte Führer — und solche, die es sein wollen — zusammenfinden. In deren Mitte findet sich dann die Nation einfach nicht mehr zurecht und wird daher leicht das Opfer eines energiegelassen Militärs, namentlich dann, wenn sie annimmt, daß er mit keiner dieser Parteien etwas zu tun hat oder zu tun haben will. Nun ist der ganze Zeit in Spanien das antimilitärische reigter, aber der Osten ist es auch. Bedeutet dies, was längst überholt schien, vielleicht doch eine neuen politischen Ära? Dann kann sich Europa bei jenen Herren bedanken, die in Versailles die Grundlage zu der Fortschritt unseres Erdteils legten.

Des Schicksal Abdelkrim's.

Madrid verlangt seine Auslieferung.
Am 30. Mai ist Abdelkrim unter harter Bedeckung in Taza, dem Hauptquartier des französischen Desammandanten General Borchert, eingeleitet worden. Er wird in Taza bleiben, bis eine Entscheidung über sein Los getroffen ist. Die Übergabe spielte sich ohne jedes Geräusch ab, und Abdelkrim soll wie jeder andere Kriegsgefangene behandelt werden. In den nächsten Tagen beginnen in Paris die Verhandlungen zwischen Vertreter der spanischen und französischen Regierung über die in Maroffo weiter zu verlaufende Politik.
Eines der Hauptprobleme wird die Frage sein, was aus Abdelkrim werden soll. Da der Führer einen Stamm angeht, dessen Gebiet in der spanischen Protektoratszone liegt, verlangt man in Madrid, weil schon kurz gemeldet wurde, seine Auslieferung, und man macht gar kein Geheim daraus, daß man Abdelkrim als einfachen Rebellen und „Rebellen“ aburteilen will.
Dadurch, daß sich der Führer der fünf Jahre lang gegen die Spanier kämpfte, nicht liefen, sondern den Franzosen ergeben hat, ist die Lage für Frankreich seinen spanischen Bundesgenossen gegenüber etwas heftig.

Der gewählte Pilsudski lehnt ab.

Nachmaliger Zusammentritt der Nationalversammlung.
Die Nationalversammlung in Warschau, die aus dem Senat und dem Senat zusammengesetzt ist, hat Pilsudski mit 292 Stimmen zum Staatspräsidenten von Polen gewählt. Der Gegenkandidat Pilsudski, der Vertrauensmann der vereinigten Reichspartien, Gen. Bismut, erhielt 172 Stimmen, während 51 Abgeordnete sich der Abstimmung enthielten. Die deutschen Abgeord-

neten hatten gesonnen für Pilsudski gestimmt. Die Entscheidung die Wahl des Marschalls Johann Pilsudski mit Begünstigung auf. Einige Abgeordnete des Reichtums stimmten beim Verlassen des Saales die Nationalversammlung.

Während auf den Straßen Warschauer Freudenandengungen der Pilsudski erdeshen Organisationskaffanien, ließ der neugewählte Staatspräsident dem Sejmarschall die Nachfolge zugehen, daß er die Wahl aus verfassungsmäßigen Bedenken ablehnen müsse. Pilsudski schlug vielmehr vor, den Wilmner Professor Jezowski oder Professor Woschick aus Lemberg an seiner Stelle zum Staatspräsidenten zu wählen. Der Marschall sagte hinzu, daß seine Ablehnung unüberwindlich sei.

In einem an dem Sejmarschall Ratat gerichteten Brief sprach Pilsudski für die Wahl seinen Dank aus. Leider könne er die Wahl nicht annehmen. Zu stark wieke noch auf seine Erinnerung das tragische Geschick des Präsidenten Karatowicz, den er vor seinem schrecklichen Tode nicht habe benachlässigen können. Überdies könne er ohne Beweise nicht leben und die gegenwärtige Verfassung entwürde den Präsidenten der Arbeit. Es sei deshalb ein anderer Charakter für diesen Posten notwendig. Der Marschall entschuldigte sich wegen der Entschüßung, die er seinen Anhängern im Landtage und im Senat beibringen müsse und spricht die Hoffnung aus, daß unversäglich eine andere Persönlichkeit zum Präsidenten gewählt werde.

Große Erregung in Warschau.

Der Sejmarschall hat die Nationalversammlung nachmals zum Dienstag einberufen, um die Wahl des neuen Staatspräsidenten vorzunehmen. Der Entwurf Pilsudski's hat in politischen Kreisen eine starke Erregung hervorgerufen. Die Folgen der Entschüßung Pilsudski's lassen sich zurzeit noch nicht in ihrem ganzen Umfange übersehen.

Die Polizeibehörden in Warschau hatten für den Wahltag große Vorkehrungen getroffen, um die Ruhe in der Stadt und den Wahlakt sicherzustellen. Das Parlamentsgebäude war bereits in den frühen Morgenstunden in großem Umfange abgesichert. Der Sitzungssaal des Landtages, in dem die Wahl des Staatspräsidenten vorgenommen wurde, war bis auf den letzten Platz von Abgeordneten und Senatoren gefüllt. Allerdings wieder der letzte Ministerpräsident Wilmner dem Wohlstand nicht bei. Auch die Diplomaten und die Presseleute waren nicht bester. Der Wahlakt, der unter größter Spannung des Saales vor sich ging, dauerte etwa 1 1/2 Stunden.

Erste Rüge für Oberpräsident Körfing.

Ein Nachspiel zum Münchener Reichsantrag.
In einer Versammlung des Reichsantrags Ausschusses in Berlin, der Oberpräsident des Reichsantrags, auf die Sitzungsberechnung des Reichsantrags Dr. Lutzer zu sprechen gekommen. Aber seine Rede waren in der Öffentlichkeit widersprechende Nachrichten aufgetaucht. Besonders hätte es Missfallen erregt, daß Körfing davon gesprochen hätte, daß bei vielen Volksgenossen durch die Jugendverehrung der Einbruch erweckt worden sei, daß Reichsantrag Dr. Lutzer den Reichspräsidenten verleitet habe, einen Schritt mit seiner Unterschrift zu tun, der als Verfassungsbruch empfunden werde.
Auf eine in dieser Angelegenheit an die preussische Regierung gerichtete Anfrage der Deutschen Volkspartei hat Ministerpräsident Braun nunmehr die Antwort erteilt. Der Ministerpräsident teilt darin mit, daß er leider die gewünschte Zurückhaltung, die mit dem Amt eines Oberpräsidenten der preussischen Verordnungen von Maßnahmen der Regierung verbunden sei, an verschiedenen Stellen der Rede vermisst. Das Staatsministerium hat daher dem Oberpräsidenten Körfing auf das ernsteste gelehrt und Botschaften getroffen, daß sich Oberpräsident Körfing in Zukunft bei der Erörterung politischer Angelegenheiten in der Öffentlichkeit mehr Zurückhaltung anerkennen sollte.

Die preussische Regierung hat sich, wie in der Antwort noch mitgeteilt wird, auf diese Maßnahmen beschränkt, weil nach ihrer Ansicht beim Erfolg der Frageverordnungen eine Verletzung der Verfassungsmäßigen Rechte des Reichspräsidenten vorgelegen habe, dessen Würdigen Oberpräsident Körfing ist.

Stagerat-Gedenkfeiern.

In Kiel, Hamburg und Königsberg.
In Kiel fand in der Aula der Kieler Universität eine Stagerat-Gedenkfeier anlässlich des zehnjährigen Jahrestages der Schlacht statt. Der Stationschef, Vizeadmiral Häber mit seinem Stabe, Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen, die Offiziere der Marine und der Küsten-

weh, Abordnungen anderer Kruppenteile sowie zahlreiche inaktive Offiziere und Mannschaften wohnten dem Fest bei. Regattenkapitän Schöbe (während der Seeschlacht auf „Kaiserpreis“, „Ligow“) hielt die Gedächtnisrede, in der er einen Überblick über den Verlauf der Schlacht gab. Vizeadmiral Hübner brachte in einer kurzen, von Vaterländischen Gesinnung getragenen Rede ein Hoch auf das deutsche Volk und auf das deutsche Vaterland aus. Im Anschluss an die Rede begann dann der große Zapfenstreich sämtlicher Truppenteile der Garnison.

Zur Erinnerung an die Stageratsschlacht veranstaltete der deutsche Marineverein von 1877 zu Hamburg in der großen St. Nikolaiskirche eine erste Feier. Dem Senat waren Vizeadmiral Dr. Petersen und Stationsrat Dr. Straube erschienen. Außer vielen Offizieren und Mannschaften der früheren Marine nahmen Vizeadmiral Meurer, Vizeadmiral Jacobson und Vertreter des Hamburger Kriegerverbundes an der Feier teil.

Zum Königshagen veranstaltete die ehemaligen Marineangehörigen eine Gedenkfeier, bei der Konteradmiral Kufel die Gedächtnisrede hielt. Unter lebhaftem Beifall wurde die Abordnung von Jubiläumstelegrammen an den Reichspräsidenten, die Großadmirale von Tirpitz und von Heber und die Admirale Schöber, Hüper und Heiser beschloßen. Ferner fand unter Teilnahme weiterer Vertreter der Bevölkerung die feierliche Einweihung eines Denkmals für die gefallenen Marineangehörigen Ost- und Westpreußens statt.
Zum Königshagen veranstaltete die ehemaligen Marineangehörigen eine Gedenkfeier, bei der Konteradmiral Kufel die Gedächtnisrede hielt. Unter lebhaftem Beifall wurde die Abordnung von Jubiläumstelegrammen an den Reichspräsidenten, die Großadmirale von Tirpitz und von Heber und die Admirale Schöber, Hüper und Heiser beschloßen. Ferner fand unter Teilnahme weiterer Vertreter der Bevölkerung die feierliche Einweihung eines Denkmals für die gefallenen Marineangehörigen Ost- und Westpreußens statt.

Denkmalfeier für König Ludwig I. von Bayern.

In München fand im Odeon eine Gedächtnisfeier für König Ludwig I. zum einhundertjährigen Tage seines Regierungsertritts statt. Tagesordnung mit dem Reichspräsidenten, ferner der Ministerpräsident Dr. Heß, der Innenminister Dr. Süssl und erster Bürgermeister Schmalz erschienen. In den Ansprachen wurde die politische und künstlerische Wirksamkeit des Königs gewürdigt. Gesangliche und musikalische Darbietungen umrahmten die Feier.

Politische Rundschau.

Deutsches Reich.

Der Reichsfinanzminister an die Steuerbeamten.
Auf der letzten Bundestagung des Bundes deutscher Reichssteuerbeamten in München ergriff der Reichsfinanzminister Dr. Reinhold das Wort und dankte den Steuerbeamten für das, was sie in den letzten schweren Jahren für das Reich und das Vaterland geleistet haben. Man konnte ohne Übertreibung sagen, daß kein anderer Beamtenstand in den letzten Jahren so schwere Arbeit geleistet habe, wie die Steuerbeamten. Dem Ummut über die hohen Steuerlasten und die dadurch entstandene allgemeine Verarmung könne er durchaus verstehen, aber die Ansprüche, die Beamten überlegen dem hoch altes Maß und Ziel. Das Reichsfinanzministerium sah sich verpflichtet, sich mit allem Nachdruck vor die Beamten zu stellen.
Eine Arbeitsgemeinschaft von Deutschen und Franzosen.
Unter Vorsitz des Luxemburger Großindustriellen Maßrich haben in den letzten Tagen Versprechungen deutscher und französischer Persönlichkeiten stattgefunden. Die Beteiligten haben sich zu einem Komitee zusammengeschlossen, das sich die oberste Klarstellung der kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen und Zusammenhänge in Deutschland und Frankreich zur Aufgabe macht. Bei voller Wertschätzung des nationalen Selbstwertes will man auf diesem Wege eine dem beiderseitigen Interesse entsprechende Grundlage für die Verständigung der Völker gewinnen, die das Schicksal der beiden Länder berührt. In Paris und Berlin soll je ein händiges Bureau eingerichtet werden.

Paris. Im Gesellschaftsverband der Preussischen Landtage wurde der Antrag auf Aufhebung der Immunität des Abgeordneten Wille angenommen.
Gießen. Der Oberpräsident des Reichsantrags, Gen. Bismut, bezeichnete hier eine große öffentliche Kundgebung für den Reichsantrag in Deutschland.
Wien. Mit dem 31. Mai endete formell die Finanzkonferenz des Reichsantrags über Deutschland.
Wien. Im Gesellschaftsverband der Preussischen Landtage wurde der Antrag auf Aufhebung der Immunität des Abgeordneten Wille angenommen.
Gießen. Der Oberpräsident des Reichsantrags, Gen. Bismut, bezeichnete hier eine große öffentliche Kundgebung für den Reichsantrag in Deutschland.

Wien. Mit dem 31. Mai endete formell die Finanzkonferenz des Reichsantrags über Deutschland.
Wien. Im Gesellschaftsverband der Preussischen Landtage wurde der Antrag auf Aufhebung der Immunität des Abgeordneten Wille angenommen.
Gießen. Der Oberpräsident des Reichsantrags, Gen. Bismut, bezeichnete hier eine große öffentliche Kundgebung für den Reichsantrag in Deutschland.

Das Leben im Wort

1926

★ Schriftleiter: Paul Lindenberg ★

1926

Der Umzug / Eine ziemlich wahre Begebenheit. Von Carl Bulcke

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Die Familie des Amtsgerichtsrats Wohlgemuth hoffte, da ihre Wohnung zu klein geworden, das Haus des befreundeten Amtsgerichtsrats Maruzki beziehen zu können. Schöne Pläne, wie man alles einrichten würde, wurden gefaßt. Der Freitag kam dazu. Ehe er beendet, nahm Amtsgerichtsrat Maruzki seinen Abschied und überließ das Haus der befreundeten Familie. Ihre eigene Wohnung hatte diese sofort vermietet zu einem nahen Termin, der unbedingt eingehalten werden mußte. Alle Bemühungen, die nötigen Möbelwagen zum Umzug zu erhalten, waren vergeblich, da meldete sich endlich eine Firma, und wider Erwarten trafen am folgenden Morgen die Wagen um Pader ein, am Abend war alles aufgeladen, und Familie Wohlgemuth freute sich, daß auch diese schwierige Sache erledigt war.

Am es gleich zu sagen: Die glückliche Familie hat die beiden Möbelwagen samt allem, was darin war, nie im Leben jemals wiedergesehen; auch den eleganten, freundlichen Herrn nicht, der sich als Vertreter der Firma Wagner & Co. vorgestellt hatte, und auch die fünf Packer nicht. Zuerst, anderen morgens, glaubte die glückliche Familie, als die beiden Wagen nicht vor dem Hause standen, es handele sich um einen Irrtum, denn die glückliche Familie war durchaus harmlosen Gemüts. Doch als zwei Stunden vergangen waren, wandte sich Papa Wohlgemuth an die Firma Wagner & Co., und, was soll man sagen, die Firma Wagner & Co. wußte von nichts, sie wurde sogar grob und tadelte den guten Papa Wohlgemuth mit herben Worten, daß er auf solch aufgelegten Schwindel habe hereinfallen können, obwohl er doch Amtsgerichtsrat sei.

Und dann lief Papa Wohlgemuth zur Polizei und klagte seine Not. Da sei wenig Hoffnung vorhanden, belehrte der Polizeiwachtmeister; denn er war ein Bessmister, wie es alle Polizeiwachtmeister sind; doch er wolle natürlich sein möglichstes tun. Es geschah auch allerhand, sogar in die Zeitungen kam die ganze Geschichte, sehr zum Leidwesen der glücklichen Familie; denn sie wurde mit vollem Namen genannt, und es wurde sogar von Amts wegen eine hohe Belohnung ausgesetzt. Aber das half auch alles nichts. Wie gesagt, die glückliche Familie wartet auf ihre Siebensachen heute noch.

Es war ein Bild des Jammers, in diesen Tagen die glückliche Familie zu sehen. Sie hauste zuerst in jener Pension, in der sie die erste Nacht zugebracht hatte, und hoffte. Aber in der Pension waren täglich bloß für die Benutzung der schlechten Betten dreißig Mark zu bezahlen, und das konnte sich Papa Wohlgemuth auf die Dauer nicht leisten. Nach glaubwürdiger Nachricht hat die glückliche Familie für die nächsten Wochen in dem schönen Hause auf drei Korbstühlen und auf zwei Matratzen gehaust, die miltätig und mit vieler Mühe das Mittwochfränzchen gestiftet hatte.

Für alle, die unsere glückliche Familie in diesen Wochen gesehen haben, war es für alle Zeit ein Erlebnis, ein Memento, ein Jamburbild, denkwürdig als Sinnbild der Zeit-

lage überhaupt. Denn damals saß die glückliche Familie in einem kleinen Restaurant für führende Mitmenschen zur Schau, alle fünf um einen runden Tisch herum; sie sprachen nichts, sie aßen nichts, sie saßen bloß da und stierten vor sich hin, und die drei Mädels, hübsche, frische, forliche Mädels, heulten abwechselnd. An Papa Wohlgemuth war sogar etwas wie eine geistige Erkrankung zu beobachten. Denn er saß aufgestützt, er stierte geistesabwesend geradeaus, und jede zehn Minuten, genau nach der Uhr, schlug er klatschend mit ausgestrecktem Arm die rechte Hand flach auf den Tisch und sah dann plötzlich wie ein wutverzerrter Tiger aus.

Kein Teller, kein Paar Strümpfe, kein Taschentuch, für fünf Personen ein Kamm und eine Zahnbürste, sonst gar nichts. — Kein Bettlaken, kein Handtuch, keine Kleider, keine Wäsche, nichts, absolut nichts.

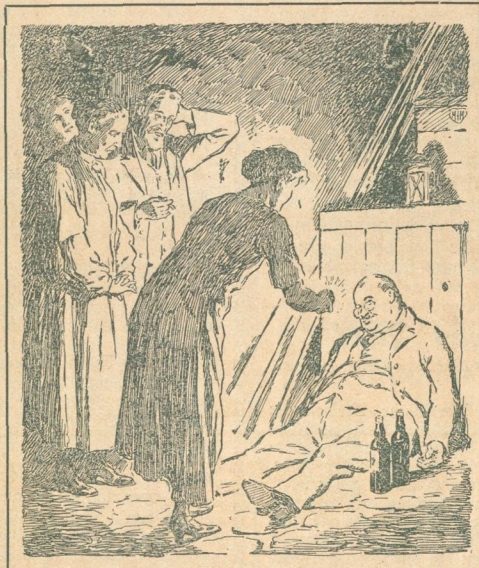
Am allerersten ermannte sich Mama Rosine: „Kinder, wir telegraphieren an Onkel Maruzki. Er hat seine Möbel hier lagern. Er muß uns ausbelfen. Er braucht die Sachen ja nicht. Er wird es tun, wenn wir ihn bitten.“ Die Idee war gut, und sie hätte, wie Papa Wohlgemuth kopfnidend sagte, gleich am ersten Tage gefaßt werden sollen. Sie wurde auch ausgeführt. Doch nach drei Tagen kam eine niederschmetternde Nachricht. Der Verwalter telegraphierte kurz zurück, daß Onkel Maruzki eines plötzlichen Todes verstorben sei.

Dann ermannte sich als zweiter Papa Wohlgemuth. Er stürzte zu der Versicherung: Heraus mit den hunderttausend Mark. Mein gesamtes Mobiliar bis auf die letzte Streichholzhachtel ist mir gestohlen. Also, bitte. Die Gesellschaft wollte Schwierigkeiten machen, sie verlegte sich auf Ausreden. Aber Papa Wohlgemuth kämpfte wie ein Löwe. Nach vierzehn Tagen hatte er das

Geld auf Heller und Pfennig. „Kinder, jetzt sind wir wahrhaftigen Gott Kapitalisten. Wenn einer mir das gefaßt haben würde, daß ich nochmal im Leben zu einem Vermögen von hunderttausend Mark kommen würde.“

Es ist bereits gesagt: Menschen, die gerechten Sinnes sind, behandelt das Schicksal freundlich. Die glückliche Familie war so weit gekommen, daß sie sich verschwor, man könne auch mit zwei Matratzen und drei Korbstühlen glücklich sein. Es war sogar jetzt noch ein Tisch, und es waren vier Teller da, fünf Taschentücher und eine Waschküffel.

Da klingelte es eines hellen Morgens, und an der Tür stand ein Mann in der beliebten Tracht des Gerichtsvollziehers: der Mann brachte eine Vorladung an das Amtsgericht, und Papa Wohlgemuth machte sich gleich auf den Weg. Ihm wurde eine ganz kurze Eröffnung zuteil. Angesichts der schweren Zeiten und der Knappheit an Möbeln, und da die Mädchen doch schließlich auch einmal heiraten



Sonntagmorgenwanderung

Ulma Maria Schloß.

Wie unbeschreiblich wandert sich's
Am frühen Sonntagmorgen.
Es dehnt und weitet sich das Herz,
Vergißt der tausend Sorgen.

Die stillen Wege goldgesäumt
Von lichthem Sonnenflimmer,
Und Berge, Wälder, Fels und Hang
Gehüllt in Purpurschimmer!

Des Waldes Hallen hoch und weit,
Ein Dom auf moos'gem Grunde —
Gleich Orgelklang ein Brausen füllt
Die Kuppel in die Runde . . .

Fern einer Kirche Glockenlied —
Dann plötzlich hehres Schweigen,
Die stolzen Wipfel feierlich
Sich im Gebete neigen . . .

wollten, hatte der gute Onkel Maruzki seinen Freundinnen Putti, Lotti und Herzchen sein gesamtes Mobiliar vermacht. Drei Tage später waren die Sachen da.

Am diesem Abend, Mama Rosine hatte Lampions gekauft und das gefante Kränzchen zu einer Sommernachtsbowle eingeladen, suchte man eine geschlagene Stunde lang vergeblich den guten, kleinen, dicken Papa Wohlgenuth. Er wurde schließlich im Keller gefunden, dort war er eingeschlafen. Neben ihm standen zwei leere Rotweinflaschen, und in seiner herabgesunkenen Hand lag das Blatt mit den Zeichnungen für die Bestellung der Gemüsebeete. Es war sehr schwer, als man ihn geweckt hatte, ihm die Bedeutung des Festabends klarzumachen. Er ließ nicht ab, murmelnd und in Schlaf versunken, immer wieder zu versichern, daß sie eine glückliche Familie seien, eine Kapitalistenfamilie, eine sehr glückliche Familie . . . und die drei Töchter gingen inzwischen engumschlungen, lächelnd und schweigend durch den schönen abendlichen Garten.

Nur ein einziges Mal

Von Michael Erdödi. (Nachdr. verboten.)

I.

Fräulein Irma, sprach der Werführer, „leiden Sie sich rasch an und tragen Sie den Pelz zu Frau Kalmar. Den Zobelpelz, der soeben fertig geworden ist . . . Sie wohnen ja ohnehin in der Nähe. Von dort können Sie direkt nach Hause gehen . . .“

Irma, die beim Ofen gesessen hatte, sprang auf, lief zum Kleiderrechen, nahm ihre kurze, abgenutzte Winterjade und setzte den Hut auf. Ihr feines Gesicht strahlte vor Freude. Obwohl sie diese Rolle als Laufmädchen ein wenig erniedrigend fand, freute sie sich dennoch, aus der Werkstatt herauszukommen.

Der Zuschneider packte den Pelzmantel sorgfältig ein und reichte ihn Irma. „Sollte Frau Kalmar nicht zu Hause sein, warten Sie auf sie. Und sagen Sie, daß wir für morgen den Begleich der Rechnung erbitten.“

II.

Irma läutete zum drittenmal an. Niemand meldete sich. Sie ging hinunter zum Hausbesorger. „Ist Frau Kalmar nicht zu Hause?“

„Soeben ist sie fortgegangen.“

„Nun, dann werde ich später kommen.“

Sie nahm das Paket und eilte zum Tor hinaus. Sie lief schmurztrads nach Hause. Ihr Herz pochte heftig. Das, was sie jetzt vorhatte, debattierte sie fast.

Sie trat ein.

„Was ist geschehen? So früh?“ fragte die Mutter.

Irma gab der Mutter einen Kuß.

„Ich habe den Pelz der Frau Kalmar mitgebracht. Ich habe bis abends Zeit, ihn hinzutragen.“

Ihr Antlitz strahlte.

„Ich werde ihn anziehen.“

Die Mutter sah sie an. Sie schlug die Hände zusammen. „Bist du verrückt geworden?“

Irma zuckte die Achsel: „Mag kommen, was da will. Ich denke wahrlich, ihn anzuziehen. Ich gehe so auf die Promenade. Auch ich möchte einmal, wenn auch nur für eine Stunde, eine vornehme Dame sein.“ Und sie öffnete auch schon das Paket.

Seufzend sagte sie: „Nur ein einziges Mal . . . ein einziges Mal . . .“

III.

Es war Punkt fünf Uhr, als Richard zum Tor hinaustrat. Der Wind schlug ihm ins Gesicht und blies den herben Geschmack, der ihm vom Büro anhaftete, davon. Er zog die Handschuhe über seine tintenbefleckten Finger und wurde so mit einem Schlag ein Lebemann. Mit ruhiger Geste klemmte er das Monofel ins Auge. Sein Blick heftete sich auf die an ihm vorbeihuschenden Frauen. Er schlug den Weg zur kärntner Straße ein.

Blöcklich blieb er stehen.

Unter der Bogenlampe erblickte er eine Dame in einem Zobelpelz. Sie kam ihm entgegen. Unwillkürlich zog er den Hut.

„Guten Abend, Irma . . .“

Die Dame sah ihn an. Ein kühles Nicken mit dem Kopf war alles. Dann schritt sie weiter.

Richard folgte ihr.

„Irma . . . erkennen Sie mich denn nicht?“

Keine Antwort.

Er überlegte: „Dieser Zobelpelz! Er ist nagelneu. Sie muß ihn erst bekommen haben.“ Bitterkeit brach aus seinem Herzen hervor: „Von wem?“ Und er spann seine Gedanken weiter: „Natürlich . . . sie hat das Glend satt bekommen . . . sie hat auch schon damals derartiges erwähnt . . . vor einem halben Jahr . . . als ich mit ihr brach . . . sie glaubte, ich werde sie heiraten . . .“

Der Zobelpelz, den sie jetzt trug, beunruhigte ihn. Diese plötzliche Veränderung, die er aus Irmas vornehmen, hochmütigen Bewegungen herauslas, wollte ihm durchaus nicht in den Kopf.

„Hat sie geheiratet? Wer weiß?“

Und schon quälte ihn die Eifersucht. Er fühlte in diesem Augenblick, daß er Irma noch liebte. Er biß sich auf die Lippen.

Von wem mag sie diesen Pelz bekommen haben? Von wem?“

Blöcklich eilte er der Dame voran.

„Verzeihung . . . wenn Sie gestatten . . .“

Mit einem höhnischen, überlegenen Lächeln sah ihn Irma an. „Was wünschen Sie?“

Richard fand kaum die Worte: „Verzeihen Sie . . . ich wollte mich bloß überzeugen . . . ob ich mich nicht geirrt habe?“

Irma maß ihn vom Kopf bis zum Fuß. „Sie haben sich Ihr ganzes Leben lang geirrt.“ Dann fügte sie hinzu: „Und nun lassen Sie mich . . . bitte . . .“

Der Trotz eiferte den Abgewiesenen an. „Schauen Sie, Irma . . . sprechen Sie nicht so . . . mit mir.“ Und er deutete auf den Zobelpelz. „Von wem haben Sie ihn bekommen?“

Irma richtete sich auf: „Das geht Sie gar nichts an.“

Richard blieb das Wort in der Kehle stecken. Die Eifersucht packte ihn und bemächtigte sich seiner.

„Von wem haben Sie ihn bekommen?“

Irma antwortete nicht.

Richard erfaßte ihre Hand: „Antworten Sie.“

„Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig . . . Lassen Sie mich . . . Was halten Sie mich auf? Was wir miteinander gemeinsam hatten, haben wir schon längst erledigt . . . Ein halbes Jahr haben Sie sich nicht um mich gekümmert . . . Wenn Sie mich sahen, bemerkten Sie mich gar nicht . . . Sie wichen mir aus . . . Auf meine Briefe haben Sie gar nicht geantwortet . . . Was wollen Sie also?“

Er neigte sich zu Irma. Aus seiner Stimme zitterte die Sehnsucht: „Ich liebe dich . . .“

Irma lachte auf: „Zu spät . . .“ Lachend reichte sie ihm die Hand. „Zu spät, mein Freund . . .“

Sie drehte sich um und ging weiter.

Richard schickte ihr noch einen Seufzer nach: „Irma . . .“

Aber Irma drehte sich nicht mehr um.

IV.

Sie ging nach Hause, kleidete sich rasch um und trug den Pelzmantel zu Frau Kalmar. Sie traf sie noch immer nicht zu Hause an.

Sie wartete im Flur.
Aus der Nachbarwohnung drang Klavierspiel herüber. Die Erinnerung tauchte in ihr auf, sie lehnte sich ans Eisengeländer, sie fühlte, daß sie zusammenbrechen müsse, so schwer wurde es ihr plötzlich ums Herz. Alles kam ihr in den Sinn . . . ihre Zusammenkünfte in der Tanzschule . . . der erste warme Händedruck . . . der erste Kuß draußen im Park . . . die Akazienbäume im Frühling . . . und der Flieder . . . der Flieder im Mai . . . Sie raffte sich plötzlich auf. „Nein. Das — ist erledigt.“ Triumphierend umarmte sie den eingepackten Zobelpelz. „Ich habe es ihm heimgezahlt . . . Möge auch er Schmerz empfinden . . .“ Der Sieg betäubte sie fast.
Die Klaviertöne weckten bei ihr wieder eine Flut von Erinnerungen. Ihre Augen wurden feucht.
„Denn . . . nicht . . . schmerzt es schon nicht mehr . . .“
Sie ließ den Kopf sinken.
Und sie schludzte bitterlich. „Mich . . . nicht . . .“

V.

Es war spät abends, als sie nach Hause kam. Müde trat sie ein. Ihre Mutter lief ihr entgegen, als sie sie bemerkt hatte. Sie war vor Freude außer sich.
„Denke dir nur, wir hatten einen Gast.“
„Wen?“
„Richard . . . Richard Varga . . .“
Irma verzog den Mund: „So?“ Und die Lippen aufwerfend, fügte sie hinzu: „Ich weiß . . .“
„Nichts weißt du . . . Er ist dir gefolgt . . . Er ist dir nachgegangen . . .“
Irma errödete. „Nun . . . und —?“
„Denke dir . . . er hat um deine Hand angehalten.“
Sie zog Irma an sich: „Wir schicken Frau Kalmar eine Einladung zur Hochzeit. Soweit hat sie sich doch verdient gemacht.“

Das Ende des Bartes

Von Wilhelm Wendling, Weimar.

Beim es nicht so selbstmüßig, man könnte sagen: der Bart liegt in seinem letzten Zügen. Die heranwachsende Generation huldigt dem glattrasierten Antlitz. Man muß deshalb nicht gleich von der wachsenden Feminisierung des Mannes sprechen, — vielleicht ist es eine neue Ethik, die den Bart als ein Erinnern der Offenabstammung ansieht, vielleicht hat die Verbollkommnung des Nasenapparates auch entscheidend gewirkt. Jedenfalls ist die landläufige Ansicht, der Bart sei der schönste Schmuck des Mannes, heute nur noch bedingt gültig. Wir wollen durchaus nicht die heutige Mode als alleinige Richterin in dieser Geschmacksfrage gelten lassen, sondern einmal untersuchen, wie sich die bedeutendsten Männer aller Länder und Zeiten zu der Bartfrage stellten.

Es scheint, Genie und Haarwuchs wollen sich nie recht vertragen. Alexander, Cäsar, Friedrich II. und Napoleon waren völlig bartlos, Luther trug nur auf der Wartburg einen Bart, um sich unkenntlich zu machen. Auch die großen Religionsstifter waren unbartet oder werden wenigstens allgemein so dargestellt. Zwar hatte Mohammed einen Bart, dieser muß aber etwas sehr Außergewöhnliches gewesen sein, denn die Gläubigen schworen beim Barte des Propheten. Wir haben zwar auch in der Gegenwart gewisse Propheten mit wallenden Naturbärten, aber eben diese sprechen dafür, daß sie zu den falschen Propheten gehören. Bei Revolutionshelden, wie Danton und Robespierre, ist die Bartlosigkeit wohl selbstverständlich, wie denn überhaupt der erste Mensch, der seinen Bart unter das Schermesser nahm, entweder ein Revolutionär, ein Nestor oder ein Geck war.

Alle unsere großen Dichter waren im Gesicht fast ausnahmslos so glatt wie ihre Denkmäler. Lessing, Klopstock, Goethe, Schiller, Wieland, Kleist, Grillparzer, Hauptmann, Byron, Voltaire, Dante — man kann die Reihe beliebig erweitern. Es gibt natürlich Ausnahmen, so Shakespeares Spitzbärtchen, Jofens Baden- und Tolstois Prophetenbart.

In den Reiche der Musik ist die Bartlosigkeit sozusagen Hauptbedingung zur Befähigung. Um nur deutsche Komponisten zu nennen: Beethoven, Bach, Mozart, Händel, Haydn, Gluck, Schubert, Weber, Schumann, Liszt, Mendelssohn, Strauß, — als Ausnahmen sind allein dagegen zu stellen der vollbärtige Brahms und der fotelettbärtige Wagner, den man bei einzigem guten Willen aber auch ebenjogut zu den Glattgesichtern zählen kann.

Wenn wir uns nun zu den Malern wenden, müssen wir uns allerdings in Zweifel an der Nichtigkeit unserer Ueberlieferung stürzen. Hier finden wir vielfach geradezu überwältigende Haarmassen: Tizian, Leonardo, Michelangelo, Correggio, Rubens, Dürer, Mengel, Böcklin, Lenbach, selbst der junglinghafte

Raffael war im Begriff, dem Schermesser zu entsagen. Scheinbar ist den Malern durch den ständigen Umgang mit Haarpinzeln der Bart eine Art Fetisch geworden, den sie in Ehren halten müssen. Sobald wir uns aber zur modernen Malerei wenden, finden wir auch hier schon eine unmerkliche Befreiung zur Bartlosigkeit: Liebermann, Lovis Corinth, und vollends gar die Jüngsten und Allerjüngsten, denen selbst das glatteste Gesicht noch nicht absolut genug ist, die am liebsten mit einem polierten Kubus auf den Schultern einhergingen.

Auch die Philosophie, die sich doch wohl noch am ehesten zum Bart bekennen könnte, da dieser doch das Zeichen der Würde und Gemessenheit ist, weiß fast nur glatte Jünger auf: Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Leibniz — der badenbärtige Schopenhauer und der schnurrbärtige Nietzsche stehen ziemlich vereinzelt da. Gegen den würdigen Charakter des Bartes spricht allerdings auch die Tatsache, daß unsere besten Humoristen: Reuter, Klaus Groth, Raabe und Wilhelm Busch, vollbärtig waren. So scheint auch Fausts griesgrämiger Einwurf: „allein bei meinem langen Barte fehlt mir die leichte Lebensart“, ganz falsch angebracht zu sein, aber Faust irrte ja bekanntlich, solange er strebte.

Auch beim edlen Diplomatenstande ist eine Wandlung eingetreten. Der früher sozuzagen als Handwerkzeug benutzte sprichwörtliche Diplomatenbart sollte das Mienenpiel des Gesichtes verbergen, denn ein Diplomat darf die Gedanken, die er nach Talleyrand durch die Sprache der Zunge verbirgt, nicht durch die ebenso beredte, aber weniger verfälschte Sprache des Gesichtsausdruckes verraten. Dieser scheinbar beruflich unabkömmliche Bart fehlt schon bei Washington, Pitt, Cavour, Wilson, Lloyd George, Mussolini, und wenn man Luther und Stresemann zu den Diplomaten zählt, auch bei ihnen. Der Wegfall des Bartes scheint also ein äußeres Symbol für das Ende der Geheimpolitik zu sein.

Die Gelehrtheit allerdings bedient sich heute noch mit Vorliebe des Bartes. Daß Darwin und Haeckel Bärte trugen, darf uns nicht verwundern, schon zu Ehren ihrer Theorie war ihnen dieser Zwang auferlegt. Aber auch Virchow, Koch, Liebig, Röntgen und unzählige andere sind ohne ihre Kränze nicht denkbar. Zur ästhetischen Würdigung der Streitfrage: Bart oder Nichtbart! wird man aber kaum die Gelehrten für Schiedsrichter erachten, man wird ihnen vorwerfen, daß sie den Bart nur noch aus Zerstreung tragen.

Sicher ist, daß auch der scharfsinnigste Gelehrte den Untergang des Bartes nicht verhindern wird. Die einzigen, die durch ihre Macht diesem Attribut der Männlichkeit das Leben retten könnten, sind die Frauen. Aber auch bei ihnen hat er scheinbar alle Gunst verloren, woran vielleicht die fortschreitende Vermännlichung der Frau Schuld tragen wird, — der Bart ist nämlich so schwer nachzuahmen.

In hundert Jahren wird man den Bart nur noch auf Jahrmärkten für Geld sehen können, das Kasieren der unteren Gesichtshälfte wird dann so selbstverständlich geworden sein, wie das Beschneiden der Fingernägel.

Die kleinen Aufgaben der Frau

Von Elsa Lanber.

Nach einer alten Richtlinie, die teilweise noch immer Geltung hat, fallen dem Manne die großen, der Frau die kleinen Aufgaben zu, deren Erledigung das Leben verlangt. Streng und kritisch überprüft darf diese Regel allerdings nicht werden; denn alle an die Frau durch die Erfüllung der Mutterpflichten gestellten Anforderungen gehören körperlich und seelisch keineswegs zu den kleinen Aufgaben. Richtiger wäre der Satz, daß die Frau neben großen Leistungen auch die Kleinigkeiten nicht vernachlässigen dürfe. Von Männern nimmt man es als selbstverständlich an, daß sie weder Zeit noch Verständnis für die unzähligen Nebensächlichkeiten haben, die sozusagen den Luxus der Gefühle bilden, durchaus überflüssige Angelegenheiten, deren Beachtung aber erst das Leben verschönt. Unzählige Kleinigkeiten gibt es, um die sich selbst viele Frauen gar nicht kümmern, die in ihrer Zusammenfassung aber eine unbemerkte Wohlthat für die Umgebung einer solchen Frau darstellen.

Es ist eine der bedeutendsten und leider von den wenigsten Frauen verstandene Kunst, die winzigen und doch oft zu schmerzhaften Wunden Veranlassung gebenden Steinchen aus dem Wege zu räumen, an denen sich jemand aus dem Familien- oder Freundeskreise verletzen könnte. Aber diese Aufgabe erfordert sehr viel Zartgefühl; denn der andere soll es nie wissen, wenn ihm ein solcher Dienst geleistet wurde. Die Menschen und gar Frauen, die andere immer sichtbar, hörbar und fühlbar glücklich machen, sind nicht die angenehmsten Geschöpfe auf Erden; denn eher verträgt ein Durchschnittsmensch noch einen derben Stoß, den er im ärgsten Fall zurückgeben

faun, als die fortgesetzt betonte Glückmacherei. Dankbarkeit ist an sich schon ein peinliches Gefühl, weil es mit einer Verpflichtung unflaren Inhalts verbunden ist, deren Einlösungsteil man nicht kennt; wenn man aber ununterbrochen für Dinge dankbar sein muß, deren an sich geringer Wert in gar keinem Verhältnis zu der dadurch übernommenen Last der Dankbarkeit steht, dann wird man nicht nur dieser kleinen Hilfen, sondern auch der Menschen überdrüssig, die sie geleistet haben. Darum macht eine gütige Frau hunderttausend Handgriffe für alle ihr nahestehenden Personen, aber sie spricht nicht davon.

Darin besteht die Liebenswürdigkeit einer Frau, daß sie alles tut, was andern den kleintlichen und peinlichen Ärger erspart. Es geht nicht immer an, alles zu verschweigen, was nach dieser Richtung hin geschieht.

Bei allen Dingen kommt es nicht nur darauf an, daß man sie macht, sondern noch viel mehr, wie dies geschieht. Wie angenehm ist es beispielsweise, im Winter das gut geheizte Zimmer auch noch in vorgerückter Stunde vorzufinden, wenn zufolge eines Theaterbesuches die abendliche Heimkehr sich verzögerte. Nun soll die Hausfrau gewiß sparen, aber sie muß ihre Sparankamtskünste nicht gerade dort zur Anwendung bringen, wo sie anderen damit unangenehm wird, und erklären, wenn ohnehin schon das Geld für das Theater und das anschließende Nachtmahl ausgegeben wurde, könne sie nicht auch noch bis Mitternacht heizen. Einen hübschen Abend nett ausflügen zu lassen, das ist eine der reizvollsten und leider so wenig verstandenen kleinen Frauenaufgaben. Aus den wichtigsten Ursachen entstehen am Ende der dem Vergnügen gewidmet gewesenen Stunden oft Zwistigkeiten und Streit. Und es kostet gar nicht so viel, der Hausgehilfin Auftrag zu geben, daß sie um 10 Uhr abends, bevor sie schlafen geht, nochmals nachlege oder den Gasofen anzünde, vielleicht sogar alles zu einer Tasse Tee bereitstelle. Die Stimmung in einem Hause gibt immer die Frau an, wenn auch nur durch ihre richtige Einstellung auf den Mann; denn wenn sie weiß, daß er abends nach dem Theaterbesuch lieber gleich schlafen geht, als noch einen Tee trinkt, wird sie eben auf die späte Klauerstunde verzichten. Es gehört eigentlich nicht viel dazu, um die vielen, immer wieder in die Duere rollenden Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, nur ein wenig Aufmerksamkeit und Verständnis für seine Umgebung. Alles zu sehen und zu hören, was gesehen und gehört werden soll, nur im richtigen Augenblick auch manchmal etwas zu übersehen oder zu überhören, bildet die Grundlage für die Aufgabe der Frau, den Frieden des Hauses zu sichern und die Räume mit Vergnüglichkeit und Ruhe zu erfüllen.

Der mutige Hase

Wie bekannt, steht der Hase nicht in dem Rufe eines sonderlichen Mutes, aber, so schreibt uns ein Leser aus Westfalen, ich hatte Gelegenheit, zu beobachten, wie ein Hase kein Hasenherz hat, wenn es die Verteidigung seines teuersten Besitzes gilt. Und zwar konnte ich, von einem Freunde begleitet, dem Kampfe zwischen einem Hasen und einem Raben auf freiem Felde aus einem nahen Gehölz zuschauen. Der Hase umkreiste beständig die Stelle, in deren Besitz sich der Hase befand und an deren Eroberung ihm viel gelegen schien. Der Hase aber wollte jene Stelle nicht aufgeben, trotzdem der Hase ihn durch Flügelschläge und Schnabelhebe zur Flucht zu bewegen suchte. Mit der größten Gewandtheit und Ruhe parierte der Hase und behauptete den Plan. Nun wollte der Hase mit List das erreichen, was er durch Gewalt nicht erlangen konnte. Er setzte sich nicht weit von dem Lager des Hasen auf die Erde, und nun ging der Hase zum Angriff über, wahrscheinlich, um seinen lästigen Feind ganz aus dem Felde zu schlagen. Das war sicher die Absicht des Raben, denn er slog auf und war blitzschnell an dem von seinem Gegner verteidigten Punkte. Der Hase aber, ebenso schnell hinter ihn drein, hatte ihn rasch wieder vertrieben. Endlich gab der gestülpte Angreifer den Kampf auf und ließ Meißer Lambe als Sieger auf dem wohlverteidigten Schlachtfelde zurück. Und was hatte dem Hasen Mut und Kraft zu dem Kampfe mit dem überlegenen Feinde gegeben? Die Liebe zu seinem Jungen, denn diese waren es, die er gegen den frechen Räuber verteidigt hatte. F r i e d h ü n g e r.

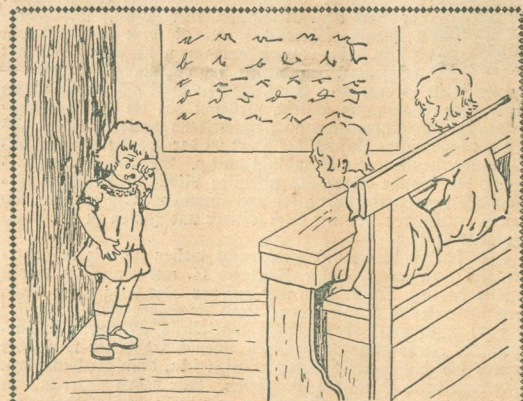
Was ich selbst erfahren

Wünschst du etwas zu tun, besprich dich mit ehrlichen Freunden; willst du handeln, so schweig; Niemanden frage um Rat!

Wenn durch den Magen der Weg hinführt zu dem Herzen des Mannes, glücklich gepriesen die Frau, welche — das Kochen versteht. G. D.

Das chinesische Schiff

Eine kleine hübsche Erzählung illustriert, wie schon vor grauen Jahren die Chinesen der Macht durch List begegneten. Unter den ersten Beherrschern Indiens war der Rajah Suran der mächtigste. Alle Gewalthaber des Morgen- und Abendlandes machte er sich untertan. Nur der „Sohn des Himmels“ weigerte ihm die Huldigung. Da brach Suran ein unermeßlich großes Heer auf und durchzog die Lande. Überall blieb er Sieger. Er tötete mit eigener Hand einige Sultane und vermählte sich mit deren Töchtern. Als man in China von dem Triumphzug des Rajah hörte, und als man erfuhr, daß er schon in der Nähe des Landes wäre, ersahnte den Kaiser von China große Bestürzung. Er versammelte seine Mandarinen und Heerführer und beehrte ihren Rat. Da trat ein weiser Mandarin hervor und machte den Vorschlag, ein Schiff auszurüsten, es mit Haufen verrosteter Nadeln zu füllen, mächtige Bäume darauf zu pflanzen, es nur mit zahllosen Greifen zu bemannen und nach Tamsat zu segeln. Das geschah. Als der Rajah Suran Kenntnis erhielt, daß ein Schiff aus China ankert hätte, schickte er seine Abgesandten zu dem Schiffsführer, damit sie erkundeten, wie weit sein Land noch entfernt sei. Die Chinesen antworteten: „Als wir unter Segel gingen, waren wir alle noch junge Männer. Betrübt darüber, unsere heimatlichen grünen Wälder verlassen zu müssen, pflanzten wir auf dem Schiffe den Samen dieser Bäume. Heute sind wir alt und verwittert. Wir haben unsere Fährne verloren, und aus dem Samen sind mächtige Bäume geworden, deren Früchte wir schon lange, bevor wir hier landeten, verschreht.“ Dann zeigten sie einige ihrer verrosteten Nadeln vor und sagten: „Sehet, diese Eisenstange war von der Stärke eines Armes, als wir China verließen. Der Rost hat sie aufgezehrt, daß nur diese kleinen Splitter blieben. Wir wissen nicht, wie viele Jahre wir von unserem Lande fort sind. Aber nach unseren alten gemachten Angaben kann man wohl ermaßen, daß es eine Ewigkeit her sein muß.“ Die Gesandten überbrachten Suran diese Einzelheiten. „Wenn der Bericht der Chinesen wahr ist,“ sagte er, „muß die Entfernung nach ihrem Lande unerreichbar sein. Das können wir nicht erreichen. Wir wollen auf die Expedition verzichten.“ Er trat mit seinem Heer den Rückzug an. Karl St.



In der Ecke

O weh, Charlottchen! Was hast du getan?
Seht bloß mal die Eckensteherin an!
Ist frech gewesen! Und paßig, sehr!
Da sagte das Fräulein: Du, komm doch mal her!
Stell dich mal in diese Ecke hinein.
Dann wirst du wohl nächstmal artiger sein.
Da steht nun Charlottchen und schämt sich sehr.
Die ganze Klasse schaut auf sie her.
O pfui, es ist gar kein bißchen schön,
Wird man so von allen Kindern besehn!
Und sicher, denkt unser Charlottchen, zu Haus,
Da schilt man mich auch noch gehörig aus.
O nein, dies ist kein bißchen fein —
Ich will nie wieder mehr paßig sein!
Die Freude am Frechsein ist fix vorbei —
Und lang ist die Eckensteheri!

M. M. Behrens.

